PartnerInnenwahl im Braunschweiger Arbeitermilieu 1900 bis 1933

Stefan Bajohr

1. Arbeiterschaft und Ehe – Vorbemerkung und Fragen

Am Ende des 19. Jahrhunderts strebten die meisten unverheirateten Arbeiterinnen und Arbeiter eine bürgerliche Ehe an. Eine zunehmende Zahl von ihnen erfüllte sich diesen Wunsch: Waren 1882 erst 39 Prozent der Arbeiter in Industrie und Handwerk verheiratet, so steigerte sich dieser Anteil bis 1907 auf 45 Prozent. Die Arbeiterexistenz wurde immer stärker eine Familienexistenz[1] - nicht zuletzt, weil es keine Alternative zu geben schien. Erstmalig heiratende Männer verehelichten sich 1890 mit durchschnittlich 28,1, Frauen mit 25,6 Jahren. 1910 waren es 27,9 bzw. 25,3 Jahre. Am Vorabend des Zweiten Weltkrieges (1939) heirateten Männer im Alter von 28,2 Jahren, während Frauen 24,5 Jahre alt waren.[2] Diese Werte für die Gesamtbevölkerung lagen allerdings um ein bis drei Jahre über den industrieproletarischen Heiratsaltern.[3]

Obgleich die Ehe für junge Frauen und Männer aus dem proletarischen Milieu keineswegs den notwendigen Rahmen für sexuelle Aktivität bildete, boten selbst sozialistische Autorinnen und Autoren sie als Antwort auf die sexuelle Frage an.[4] Immerhin konnte die Ehe, einer Definition der Sozialistischen Arbeiterjugend zufolge eine "Gemeinschaft zweier Menschen ohne Notwendigkeit der Erzeugung von Nachwuchs"[5], jungen Paaren manche Schwierigkeiten aus dem Weg räumen, die die Gesellschaft für Unverheiratete bereithielt: die Bedrohung durch Kuppelei- und Konkubinatsverbote, die konfliktbeladene Enge in den Elternhäusern[6] oder auch die prekäre Rolle der ledigen, sexuell dennoch aktiven Frau. Überdies steigerte die Ehe auch im Arbeitermilieu das Ansehen der Frau und erweiterte deren sozialen

---

1 Siehe Klaus Tenfelde: Arbeiterfamilie und Geschlechterbeziehungen im Deutschen Kaiserreich, in: Geschichte und Gesellschaft 1992, S.179-203, hier S.184.

2 Siehe John E. Knodel: The Decline of Fertility in Germany, 1871-1939, Princeton/N.J. 1974, S.70.

3 Siehe William H. Hubbard: Familiengeschichte. Materialien zur deutschen Familie seit dem Ende des 18. Jahrhunderts, München 1983, S.80 ff.; Karen Hagemann: Frauenalltag und Männerpolitik. Alltagsleben und gesellschaftliches Handeln in der Weimarer Republik, Bonn 1990, S.170.

4 Siehe Robert Neuman: The Sexual Question and Social Democracy in Imperial Germany, in: Journal of Social History 1973/74, S.271-286, hier S.276.

5 Siehe Martina Naujoks: Mädchen in der Arbeiterjugendbewegung in der Weimarer Republik, Hamburg 1986, S.75.

6 Siehe Hagemann, Frauenalltag, S.172.

Handlungsrahmen.[7] Für manche von ihnen bot sie gar die "Befreiung" aus abhängiger und als unwürdig erfahrener Erwerbsarbeit. Diesen Frauen versprach die Ehe eine begrenzte materielle Sicherheit[8] und Befriedigung in der Sorge für Hausstand, Mann und Kinder. Es scheint, daß die in die Ehe gesetzten positiven Erwartungen[9] schwerer wogen als der Verlust bürgerlicher Rechte, den das Gesetz für verheiratete Frauen vorsah, schwerer auch als die Einbuße an individuellen Freiheiten, die die feste Bindung an eine Partnerin bzw. einen Partner bedeutete, schwerer als die Mühen der Verpflichtung, die Familie materiell über die Runden zu bringen, schwerer sogar als die realistischerweise einzukalkulierenden Zwänge und Belastungen, die Ehe und Familie vor allem für Frauen mit sich brachten.

Wir wissen, daß junge Arbeiterinnen und Arbeiter ihre Partner bzw. Partnerinnen zum überwiegenden Teil innerhalb des eigenen Milieus fanden.[10] Dort konnten sie "ein hohes Ausmaß der Übereinstimmung an kulturellen Werten und sozial-normativen Orientierungsmustern"[11] erwarten und im Falle der Familienbildung den sozialen Status und proletarisches Selbstbewußtsein an die nächste Generation weitergeben.[12] Indem sich Verwandtschaften und Milieu "im steten Prozeß neuerlicher Familienbildungen" in dieser Weise "durchwuchsen", vererbte sich die Milieuzugehörigkeit und perpetuierten sich die Milieus.[13]

Wie aber verlief der Weg junger Frauen und Männer aus der Arbeiterklasse in die Ehe? Wie suchten und nach welchen Kriterien wählten sie ihre Partnerin bzw. ihren Partner fürs Leben? Diese Fragen sollen im Folgenden auf der Grundlage mündlicher Zeugnisse wie auch anhand der Sekundärliteratur literarischer und archivalischer Quellen erörtert werden. Der Beitrag stützt sich daher auch auf teils standardisierte, teils offene Interviews mit sechs Frauen und 16 Männern ("oral authors") der Geburtsjahrgänge 1890 bis 1914. Die Gesprächsprotokolle entstanden bereits 1980 im Rahmen eines oral history-Projekts über Sexualität, Geburtenregelung und Geschlechtsmoral im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts.[14]

---

7 Siehe ebenda, S.161f.

8 Siehe Reinhard Sieder: Sozialgeschichte der Familie, Frankfurt a.M. 1987, S.202.

9 Siehe Christina Benninghaus, Die anderen Jugendlichen. Arbeitermädchen in der Weimarer Republik, Frankfurt a.M./New York 1999, S.47.

10 Siehe Carola Lipp: Die Innenseite der Arbeiterkultur, in: Richard von Dülmen (Hrsg.): Arbeit, Frömmigkeit und Eigensinn. Studien zur historischen Kulturforschung II, Frankfurt a.M. 1990, S.214-259, 323-328, hier S.251.

11 Claus Mühlfeld: Familiensoziologie. Eine systematische Einführung, Hamburg 1976, S.144; siehe auch Jos de Haan, Wilfred Uunk: Kulturelle Ähnlichkeiten zwischen Ehepaaren, in: Thomas Klein (Hrsg.): Partnerwahl und Heiratsmuster. Sozialstrukturelle Voraussetzungen der Liebe, Opladen 2001, S.77-98, hier S.85.

12 Siehe Max Haller: Theorie der Klassenbildung und sozialen Schichtung, Frankfurt a.M. 1983, S.110f.

13 Siehe Klaus Tenfelde: Historische Milieus – Erblichkeit und Konkurrenz, in: Manfred Herrling, Paul Nolte (Hrsg.): Nation und Gesellschaft in Deutschland. Historische Essays, München 1996, S.247-268, S.258f.

14 Siehe Stefan Bajohr: Vom bitteren Los der kleinen Leute. Protokolle über den Alltag Braunschweiger

Im Focus der Betrachtung steht die Arbeiterschaft in der protestantisch geprägten, freidenkerisch beeinflußten Industriestadt Braunschweig mit (1933) rd. 160.000 Einwohnerinnen und Einwohnern. Die Hauptstadt des gleichnamigen Herzogtums bzw. Freistaates war eine der Hochburgen der (Unabhängigen) Sozialdemokratie, in der zwar, wie andernorts, nur eine Minderheit als Trägerin des Klassenbewußtseins gelten konnte, in der die Menschen des proletarischen Milieus aber – von Randexistenzen abgesehen – in vielleicht untypisch hohem Maße die politischen Regeln, Werthaltungen, Traditionen und lebenspraktischen Erfahrungen der Arbeiterbewegung teilten.

2. "Tanzböden" als Orte des Anbändelns

Die meisten Verbindungen zwischen jungen Arbeiterinnen und Arbeitern entstanden in räumlich sehr engen Radien:[15] in der Schule, der Jugendgruppe oder dem Wohnquartier. Wenn es "ernster" wurde, kamen die sogenannten "Tanzböden" ins Spiel: Sie waren die wohl wichtigsten sozialen Gelegenheiten zum "Anbändeln". Beim Tanz wurden unzählige Freundschaften geschlossen und hier begannen die meisten Ehen der Braunschweiger oral authors. Beispielsweise die des Werkzeugdrehers Willi Schütte (geboren 1890), der seine spätere Frau bei

"eine[r] große[n] Maskerade von der Turnerbrüderschaft [kennenlernte]. Das war 1908, 1909 - so um diese Jahre herum. [...] Da saß die ganze Clique an einem Tisch und die Mädchen waren auch da. [...] Und ich habe eine gefunden und – na ja, da haben wir mal getanzt. [...] Und dann wollte sie nach Hause gebracht werden. Da bin ich mitgegangen. So fing das an. [...] Meine allererste Freundin. Und sie ist meine Frau geworden."

Vielleicht hätte die Verkäuferin Berta Wagner (1910) jemand anderen oder überhaupt nicht geheiratet, wären da nicht ihre Eltern gewesen, die sie zum Tanz sozusagen ‚mitschleppten": "Ich war erst 15 Jahre alt. Da haben wir uns auf einem SPD-Vergnügen kennengelernt. Meine Eltern wollten zum ‚Vergnügen'. Ich wollte zuerst gar nicht mit. [...] Und da hat mein Vater gesagt: ‚Du kriegst heute Abend noch eine Naht, wenn du noch weiterhin so maulst und nicht mitwillst. Du kommst mit. Du bleibst nicht allein!'"

Anna Obermann (1911) begegnete ihrem Zukünftigen "bei einem Ball vom Reichsbanner! [...] Ich habe meinen Mann praktisch in der Lotterie gewonnen: Ich habe Lose für eine Tombola verkauft und bei *der* Gelegenheit habe ich meinen Mann kennengelernt."

Die "Tanzböden" galten nicht nur dem Bürgertum, sondern auch im Arbeitermilieu als "zweifelhafte Vergnügungsstätten". Ihnen wurde nachgesagt, die Jugend vom

---

Arbeiterinnen und Arbeiter 1900 bis 1933, Köln 1984.

15 Siehe Andrea Lengerer: Wo die Liebe hinfällt – ein Beitrag zur ‚Geographie' der Partnerwahl, in: Klein, Partnerwahl und Heiratsmuster, S.133-162, hier S.134.

politischen Engagement abzuhalten.[16] Schließlich lasse der Tanz "die Sexualnerven nicht zur Ruhe kommen", errege "Wünsche und Begierden, die die müden Körper lauernd umschmeicheln". Vor dem Abgleiten ins "Lumpenproletariat" geschützt wären allein jene, "die die politische oder gewerkschaftliche Bewegung packt und in nüchternere Ideenreiche rettet".[17] Auf dem Hintergrund solcher Vorbehalte und Vorurteile nimmt es nicht Wunder, daß die Veranstaltung von Tanzvergnügen nicht nur im Kaiserreich, sondern auch nach 1918 einem strengen behördlichen Regiment unterstand.[18] Noch Ende 1923 beklagte sich die Polizei über die "allgemein üblichen Sonntags-Massentänzereien".[19]

In der Tat war der Sonntag der Tag des Tanzes. Auf ihn konzentrierten sich "viele angestaute Bedürfnisse und Wünsche".[20] An diesem Tag hatten die meisten Arbeiterjugendlichen arbeitsfrei und entzogen sich, so gut sie konnten, häuslichen Verpflichtungen. Sonntags wollten sie Zeit für sich haben und für andere, vor allem fürs andere Geschlecht. Angeblich litt die Arbeitsproduktivität unter dem Tanz des Sonntagabends. Beklagt wurden häufige "Differenzen mit den Arbeitgebern pp; die jungen Leute können morgens nicht aus dem Bette kommen, gehen dann gar nicht oder sehr mißmutig an die Arbeit, schlafen während derselben auch oft ein."[21] Es scheint, als steckte in diesem Befund ein gutes Körnchen Wahrheit. Denn mit dem Ausklingen der Musik und dem Erlöschen der Saalbeleuchtung war der Abend für die meisten längst nicht zu Ende. Gerade der Nachhauseweg hatte es in sich: Da machten die Pärchen in stillen Ecken Halt, suchten "die Hecke" oder "das Gebüsch" auf und tauschten Zärtlichkeiten aus. Der Maler Heinrich Siepke (1905) erinnert sich: "Wenn wir im ‚Hofjäger" waren zum Tanzen vom Radsportverein, [...] dann sind wir in den Bürgerpark hinübergegangen, haben uns da hinter einen dicken Baum gestellt und dann geguckt, ob nicht irgendwo einer stand. Und dann haben wir uns mal einen Kuß gegeben."

Je nach Vertrautheit, Verliebtheit, Stimmung und Gelegenheit kam es auch zum Koitus - meist aber erst, wenn beide ein gewisses Alter erreicht hatten. Bis dahin gingen besonders die Mädchen dosiert mit Zugeständnissen um.[22]

---

16 Siehe Richard Weimann: Wie gewinnen wir die Jugend zwischen dem achtzehnten und einundzwanzigsten Lebensjahre?, in: Die Neue Zeit 1912, S.449-450, hier S.449.

17 Victor Noack: Kulturschande. Die Wohnungsnot als Sexualproblem, Berlin 1929, S.7.

18 Siehe Niedersächsisches Staatsarchiv Wolfenbüttel (NStA Wf) 12 Neu 13 Nrn. 15895, 15896, 15911.

19 Schreiben der Polizeidirektion vom 22.12.1923 an den braunschweigischen Minister des Innern, NStA Wf 12 Neu 13 Nr. 15896.

20 Lipp, Sexualität, S.191.

21 Bericht der Gendarmerie-Hauptstelle vom 27.9.1911 an die Herzogliche Kreisdirektion über den Einfluss von Tanzlustbarkeiten und Wirtshausbesuchen auf Jugendliche, NStA Wf 12 Neu 13 Nr. 15895.

22 Siehe Lipp: Sexualität, S.192f.

3. Von der Schamhaftigkeit zum Sexualverkehr

Die Heimlichkeit beim Austausch von Liebesbezeigungen entsprach den klassenübergreifenden Normen von Sittlichkeit und Anstand. Auch in der Arbeiterschaft galt: "Zur Schau gestellte geschlechtliche Zärtlichkeit entwürdigt die Schausteller und beleidigt oder gefährdet die Zuschauer".[23] Allerdings meinte der Tapezierer Erich Rühland (1907), daß die proletarische Schamhaftigkeit etwas anderes gewesen sei als die bürgerliche Prüderie, die die gemeinschaftliche Erziehung von Mädchen und Jungen in den Schulen und Jugendorganisationen ablehnte: "Wir haben in der Jugendgruppe, wenn wir baden gingen, ohne Badezeug gebadet. [...] Jungen und Mädchen. Das ist wahr, was ich eben sage: ohne Badehose, ohne alles. Und es ist nichts passiert! [...] Dadurch ist bei mir eine natürliche Einstellung ausgelöst worden."[24]

Bei der Fabrikarbeiterin Margarete Brauer (1909) paarte sich Schamhaftigkeit mit Unwissenheit; als sie zum erstenmal einen Jungen küßte, war sie "16 oder 17. Nicht jünger! Nein, nein, da hatte ich Angst, [...] daß von jedem Kuß ein Kind kommt. [...] Einen Freund durfte man ja haben, aber das durfte man natürlich zu Hause nicht erzählen. [...] Au! Meine Mutter ist immer gleich rausgekommen und hat uns Moppen gegeben. Ich stand mit meinem Freund vor der Tür und wir unterhielten uns so schön und ich dachte mir (nichts dabei). Klatsch, klatsch! Er kriegte ein paar Bratschen und ich kriegte ein paar Bratschen."

Die Mutter habe geschimpft: "Du weißt ganz genau Bescheid, warum! Hier vor der Tür wird nicht rumgeschmust! So was gibt's nicht!' - Sie hat mir nachher erklärt: ‚Das habe ich ja nur getan, um dich vor Schaden zu bewahren.' Und es ist trotzdem passiert."

"Passiert" war "es" auch bei Anna Obermann (1911), die im Alter von 18 Jahren ein nichteheliches Kind zur Welt gebracht hatte. War es die Sorge vor dem endgültigen "Absturz" der Tochter im Falle der Geburt eines zweiten nichtehelichen Kindes, war es die Furcht vor dem Gerede der Nachbarschaft und der Arbeitskolleginnen und -kollegen oder bloß Ausfluß einer repressiven Sexualmoral, wenn Anna Obermanns Mutter sich repressiv in die töchterliche Lebensführung einschaltete? "Meine Mutter hat immer aufgepaßt, daß wir *ja* nicht zusammenkamen. Auch, als wir schon verlobt waren. Gar nicht!"

Dessen ungeachtet war der Sexualverkehr für Industriearbeiterinnen und -arbeiter des 19. und frühen 20. Jahrhunderts ohne Rücksicht auf elterliche, behördliche oder kirchliche Gestattung "eine fast gebräuchliche Erscheinung".[25] Werkzeugdreher Hans

---

23 Heinrich Hanselmann: Geschlechtliche Erziehung des Kindes, Zürich/Leipzig 1931, S.46.

24 Gleiches berichten andere aktive Arbeiterjugendliche, siehe Viola Denecke: Die Arbeitersportgemeinschaft. Eine kulturhistorische Studie über die Braunschweiger Arbeitersportbewegung in den zwanziger Jahren, Duderstadt 1990, S.149.

25 Max Hirsch: Fruchtabtreibung und Präventivverkehr im Zusammenhang mit dem Geburtenrückgang. Eine medizinische, juristische und sozialpolitische Betrachtung, Würzburg 1914,

Kolbe (1903) meint rückblickend: "Bleibt ja gar nicht aus! Wenn ich mit einem Mädchen fünf Jahre zusammen bin, bleibt das doch gar nicht aus."
Zeitgenössische Beobachterinnen und Beobachter, die darin nicht einfach einen Ausdruck "umstürzlerischer Sittenlosigkeit" erkennen wollten, entdeckten bei der Arbeiterklasse spezifisch andere Wertmaßstäbe, die denen der hegemonialen Kultur antagonistisch gegenüberstanden. Marie Bernays erklärte dies aus der sexuellen "Ungezwungenheit" im Frühkapitalismus, die das Proletariat im Verlauf der Jahrzehnte "zu einer bewußt gestaltenden freien Überwindung der überlieferten Moralvorstellungen" umgebildet habe.[26] Keuschheit, Jungfräulichkeit, Enthaltsamkeit waren den meisten Arbeiterinnen und Arbeitern keine Werte, denen sie ihre sexuellen Wünsche und Taten unterordnen wollten.
Auch die Braunschweiger oral authors hatten – bis auf zwei - vorehelichen Verkehr.[27] Wann allerdings die jungen Frauen und Männer erstmals miteinander verkehrten - darüber gehen die Berichte und Erinnerungen weit auseinander. 1891 schrieb der Pfarrer Paul Göhre, "kaum ein junger Mann oder ein junges Mädchen aus der Chemnitzer Arbeiterbevölkerung, das über 17 Jahre alt ist, (sei) noch keusch und jungfräulich".[28] Ein Jahr darauf bestätigte Minna Wettstein-Adelt dies, wenn sie behauptete, daß "ein jedes Mädchen, sei es nun lahm oder hinkend, [...] einen Schatz (habe), mit sechzehn Jahren gewöhnlich".[29] Den Erhebungen zufolge, die die Sozialwissenschaftlerin Thorbecke 35 Jahre später anstellte, waren die Arbeiterinnen beim ersten Verkehr zwischen 14 und 17 Jahren alt.[30] Dahingegen ermittelte ein Mannheimer Arzt im Jahre 1909 ein durchschnittliches Alter der proletarischen Frau beim ersten Verkehr von 19 Jahren, zweifelte das eigene Resultat allerdings an: "Dies ist sicher als zu hoch anzusehen."[31] Ein Irrtum indes ist nicht zwingend. Die Ergebnisse der Braunschweiger Befragung zeigen, daß der erste Verkehr zwar in der breiten Spanne zwischen 14 und 23 Jahren stattfand - wobei organisierte Jugendliche in der Regel später begannen.[32] Für die Mehrheit lag der Schwerpunkt zwischen dem 19. und dem 22. Lebensjahr.

S.24.

26 Marie Bernays: Untersuchungen über den Zusammenhang von Frauenfabrikarbeit und Geburtenhäufigkeit in Deutschland, Berlin 1916, S.103.

27 Zur Empfängnisverhütung siehe Stefan Bajohr: Lass dich nicht mit den Bengels ein!, Essen 2001, S.107ff.

28 Paul Göhre: Drei Monate Fabrikarbeiter und Handwerksbursche. Eine praktische Studie, Leipzig 1891, neu herausgegeben von Joachim Brenning und Christian Gremmels, Gütersloh 1978, S.103.

29 Minna Wettstein-Adelt: 3 ½ Monate Fabrik-Arbeiterin. Eine practische Studie, Berlin 1893, S.30.

30 Clara Thorbecke: Reifungsprobleme der proletarischen weiblichen Großstadtjugend, in: Freie Wohlfahrtspflege 1927/28, S.446-455, 489-500, 545-560, hier S.552.

31 Siehe R. Vorster: Über die Wertigkeit unehelicher Mütter, in: Archiv für Soziale Hygiene und Demographie, N.F. 1925/26, S.423-425, hier S.424.

32 Siehe Hagemann, Frauenalltag, S.169.

Hinsichtlich des vorehelichen Verkehrs setzte die städtische Arbeiterschaft keineswegs etwas gänzlich Neues in die Welt. Nichteheliche geschlechtliche Beziehungen waren zuvor schon beim agrarischen Proletariat und in der Kleinbauernschaft in den Landgemeinden des Herzogtums Braunschweig geradezu "Sitte".[33] Es überrascht daher nicht, daß ein Vergleich der proletarisch-urbanen Normen und Handlungsmuster mit der Sexualmoral und dem Sexualverhalten ländlicher Unterschichten "insgesamt erstaunliche Ähnlichkeiten" aufweist.[34] Gewiß brachten die vom Lande kommenden Arbeitsmigrantinnen und -migranten (Dienstmädchen, Tagelöhner) ihre Normen und Bräuche mit in die Stadt, und sie setzten dies fort, solange die Land-Stadt-Wanderung anhielt. Dennoch spricht wenig dafür, daß die urbane proletarische Moral gleichsam ein Importprodukt gewesen wäre.[35] Das ist schon deshalb kaum wahrscheinlich, weil die Hinzukommenden nicht auf ein unbestelltes Feld trafen, auf dem sie ihre Sitten hätten aussäen können. In der Realität mußten sie sich statt dessen in ein existierendes Proletariat mit städtischen Attitüden integrieren. Diese urbane Arbeiterklasse war im Durchschnitt nicht nur schulisch und beruflich qualifizierter als die vom Lande Zuwandernden und damit prädestiniert, innerhalb des proletarischen Milieus eine Hegemonie auszuüben, die sexuelle Werte und Normen einbezog: Sie bildete, weil die Migrantinnen und Migranten nicht auf einmal, sondern nach und nach eintrafen, durch eben deren fortwährende Integration stets auch die jeweilige Mehrheit gegenüber den Neuankömmlingen. Daher spricht - bei Betrachtung der Ähnlichkeit ländlicher und städtischer Sexualmoral - viel mehr als für die Import-Theorie dafür, daß die urbanen Unterschichten zwar übereinstimmend mit den agrarischen, aber unabhängig von ihnen eine Geschlechtsmoral und sexuelle Verhaltensweisen herausbildeten, bei denen auch vorehelicher Verkehr üblich war. Die Bedürfnisbefriedigung wurde dem von der Obrigkeit aufgedrängten Triebaufschub vorgezogen, weil dieser keine angemessene ökonomische Belohnung oder soziale Anerkennung versprach.[36]

Auf den ersten Blick waren Unverheiratete im proletarischen Milieu also sexuell frei, freier jedenfalls als Ledige aus anderen Schichten - und dies galt für Frauen und für Männer. Marie Bernays meinte jedenfalls aufgrund ihrer Erhebungen in Mönchengladbach sagen zu können, daß Arbeiterinnen, sofern sie nicht bei den Eltern lebten, "ebensowohl wie der Mann vor der Heirat ausgiebig Gelegenheit

---

33 J. Kühne: Die geschlechtlich-sittlichen Verhältnisse der evangelischen Landbewohner in Braunschweig, Oldenburg, Lippe, Schaumburg-Lippe und Bremen, dargestellt auf Grund der von der Allgemeinen Konferenz der deutschen Sittlichkeitsvereine veranstalteten Umfrage, Leipzig 1896, S.29.

34 Sieder, Sozialgeschichte, S.204.

35 So aber Heidi Rosenbaum: Proletarische Familien. Arbeiterfamilien und Arbeiterväter im frühen 20. Jahrhundert zwischen traditioneller, sozialdemokratischer und kleinbürgerlicher Orientierung, Frankfurt a.M. 1992, S.135.

36 In diesem Sinne recht überzeugend Lipp, Innenseite, S.246.

hatten, sich auszuleben".[37] Davon unabhängig, gab es allerdings viele junge Frauen, die keineswegs darauf aus waren, ihre vermeintliche sexuelle Freiheit in Anspruch zu nehmen. Sie hatten Angst oder andere Interessen und ließen sich, wie Berta Wagner, auf Geschlechtsverkehr nur ihrem Freund zuliebe ein: "Ich muß [...] ganz ehrlich sagen: Als es dann nachher soweit war, habe ich gar nicht gewußt, was die Menschen daran finden. [...] Ich war (beim ersten Verkehr) genau 18 Jahre alt; ich ging praktisch ins neunzehnte. Ich habe dann nicht lange gebraucht, bis ich festsaß. Das hat dann bald geklappt. Aber ich konnte mir nichts darunter vorstellen, was die Menschen am Verkehr finden. Ich fand es schrecklich."

Auch die Küchenhilfe Paula Mittag (1913) zögerte den ersten Koitus möglichst weit hinaus. Mochte es in ihrer Umgebung noch so üblich sein, enge, auch sexuelle Beziehungen zu pflegen, mochte dies im großen und ganzen auch von den Eltern akzeptiert werden - sie selbst wäre dem am liebsten ausgewichen: "Ich habe gedacht: Wenn ich einen Kuß kriege, dann kriege ich schon ein Kind. [...] So naiv war man da! Ich war schon 20, als ich mich dann doch getraut habe."

Bei aller Naivität: Vielleicht ahnte Paula Mittag auch, daß individuelle Entscheidungsfreiheit und Billigung vorehelichen Sexualverkehrs durch das Kollektiv keineswegs Freibriefe darstellten. Weder den Frauen noch den Männern war es ohne weiteres erlaubt, sich mit beliebig vielen Partnern bzw. Partnerinnen einzulassen. Die proletarische Paarbildung bildete den Beginn einer monogam gedachten, auf Dauer angelegten Beziehung[38] auf der Basis von Zuneigung und - wenn schon nicht Gleichberechtigung, so doch - Partnerschaft.[39] Vor allem für die Frauen war es deshalb bei aller Üblichkeit nicht ohne Risiko, sich ungeprüft auf vorehelichen Verkehr einzulassen. Stärker als bei den Männern achtete bei ihnen eine kritische Umgebung darauf, daß sie den Partner nicht mehrmals, am besten überhaupt nicht wechselten.[40] So verlangte zum Beispiel der sozialdemokratische "Vorwärts" von jungen Arbeiterinnen, "jede geschlechtliche Verbindung" zu verschmähen, "von der nicht auch geistige und seelische Gemeinschaft und über flüchtiges Begehren weit hinausgehende Dauer zu erwarten ist".[41]

---

37 Marie Bernays: Auslese und Anpassung der Arbeiterschaft der geschlossenen Großindustrie, dargestellt an den Verhältnissen der "Gladbacher Spinnerei und Weberei" AG zu Mönchen-Gladbach im Rheinland, Leipzig 1910, S.228.

38 Siehe Siegfried Reck: Arbeiter nach der Arbeit. Sozialhistorische Studie zu den Wandlungen des Arbeiteralltags, Lahn-Gießen 1977, S.115.

39 Siehe Josef Mooser: Familienarbeit und Arbeiterfamilie. Kontinuität und Wandel seit 1900, in: Wolfgang Ruppert (Hrsg.): Die Arbeiter. Lebensformen, Alltag und Kultur von der Frühindustrialisierung bis zum "Wirtschaftswunder", München 1986, S.106-116, hier S.112.

40 Siehe für viele Elisabeth Gottheiner: Studien über die Wuppertaler Textilindustrie und ihre Arbeiter in den letzten 20 Jahren, Diss. Zürich 1903, S.43.

41 "Vorwärts", 19.2.1925, zit. nach Christoph Rülcker: Arbeiterkultur und Kulturpolitik im Blickwinkel des "Vorwärts" 1918-1928, in: Archiv für Sozialgeschichte 1974, S.115-155, hier S.132.

Treue galt als hohes moralisches Gut, das sich beide Geschlechter gegenseitig abverlangten. Wir können dies unter anderem daran erkennen, daß der erste Kuß-Partner bzw. die erste Kuß-Partnerin nicht selten geheiratet wurde. War die Treue der Freundin für den unverheirateten Arbeiter aber mehr eine ideelle Frage des Stolzes und des Ansehens, das er bei anderen genoß, so bildete die Treue des Freundes für die Arbeiterin den notwendigen Halt, dessen sie nicht allein bedurfte, um ihren ‚Ruf" zu wahren, sondern in erster Linie, um im Fall der Fälle emotional, sozial und ökonomisch aufgefangen zu werden. So verband sich also von der bürgerlichen Moral abweichendes Verhalten, soweit es die Vorehelichkeit des Verkehrs betraf, mit normgerechtem, soweit es um die Dauerhaftigkeit einer Paarbeziehung ging.

4. Soziale Endogamie

Häufigster Ort des Kennenlernens war, wie bereits erwähnt, der "Tanzboden". Doch er war es nicht allein. Denn so vielschichtig das proletarische Leben war, so verschieden waren auch die Gelegenheiten, bei denen Frau und Mann zusammenkamen. Auffallend ist allerdings, daß sich am Arbeitsplatz nach den hier vorliegenden Dokumenten keine Partnerschaften anbahnten. Dies mag in anderen Regionen, wo Frauen und Männer enger zusammenarbeiteten, anders gewesen sein. Für Braunschweig müssen wir feststellen, daß Arbeiterinnen und Arbeiter bei der Arbeit nur selten zusammenkamen: Schafften die einen als Dienstmädchen oder in den Konsumgüterindustrien (vorwiegend: Konservenindustrie), so verdienten die anderen in der Metallbearbeitung ihr Brot. Erst nach Feierabend und im Wohnquartier begegneten sie einander.

Nicht alle Stätten jugendlichen "Anbändelns" waren, selbst wenn die Klasse nicht verlassen wurde, gleichermaßen angesehen. So erfreuten sich beispielsweise Straßenbekanntschaften keines guten Rufes. In einer gewerkschaftlichen Veröffentlichung aus dem Jahre 1930 war pejorativ die Rede vom "Einanderkennenlernen [...] im Menschengequirl der Vorstadtstraße", das zu Anfang des 20. Jahrhunderts üblich gewesen, dank des Umsichgreifens "der Sport- und Wanderbewegung" aber so gut wie verschwunden sei.[42] Tatsächlich hatte der Schriftsetzer Rudolf Kürschner (1895) seine spätere Ehefrau in der Nähe des Braunschweiger Nordbahnhofes angesprochen, "gerade, als sie aus der Straßenbahn stieg. Ich kam ihr zufällig entgegen. [...] Wir sind dann ein Stück zusammen gegangen. Ein paar Tage später kriegte ich Post - eine Karte. Da stand drauf: ‚Daß wir beide zueinander taugen, das sagen deutlich unsre Augen.' [...] Ich war da 16 oder 17 Jahre alt." Es fällt schwer, aus diesem Werden einer Beziehung - die 1922 geschlossene Ehe endete nicht mit baldiger Trennung oder Scheidung, sondern nach

42 Georg Beyer: Dreißig junge Arbeiter berichten von ihrem Leben, in: Kulturwille 1930, S.162-177, 186-192, hier S.188.

knapp 55 Jahren durch Tod der Frau - auf einen charakterlichen Mangel bei der damals Angesprochenen schließen zu sollen. Doch wie heißt es bei Thorbecke? "Auf der Straße sich ansprechen zu lassen, legt schon eine gewisse Minderwertigkeit in die Beziehungen."[43]

So ganz aus der Mode, wie es die oben zitierte gewerkschaftliche Schrift ihren Leserinnen und Lesern weismachen wollte, kam die Straßenbekanntschaft auch nicht - jedenfalls nicht bei der Weißnäherin Rosa Gödecke (1906) und ihren Freundinnen: "Es war einen Tag vor der Wahl,[44] auf dem Bohlweg. Ich ging mit Freundinnen spazieren. Na ja, dann haben wir so angebändelt, denn da kommt man schon mal so ins Gespräch. Vielleicht auch mal durch Anbuffen. Na ja, da waren ja auch die Lokale und alles. [...] Daß ich mich mit meinem späteren Mann geküßt habe, ist wohl schon am ersten Abend passiert. Sonst war ich ja ein bißchen unnahbar gewesen."

Lieber sahen die proletarischen Autoritäten Freundschaften, die sich aus gemeinsamen Mitgliedschaften (möglichst in einer Arbeiterorganisation) entwickelten. In diesem Sinne geradezu vorbildlich verlief es bei dem Werkzeugmacher Karl Jordan (1909): "Meine (spätere) Frau war in der Freien Turnerschaft. Wie ich Turner oder Fußballspieler war, so war sie Handballerin. Und so kannten wir uns von dieser Situation an schon so lange wie sie Mitglied im Verein war. [...] Und da kam es, daß die erste Handballmannschaft und die erste Handballerinnenmannschaft Bußtag 1928 nach Hildesheim zum Spielen fuhr. Ich spielte ja an sich Fußball. Da aber der Handballtorwart verletzt war, hatten sie mich gebeten, an dessen Stelle das Tor zu hüten. Und während der Vorbereitungen stellte sich auf einmal heraus, daß meine Hose kaputt war. [...] Und da war ein junges Mädchen, die sagte: ‚Komm her, ich habe Nadel und Zwirn hier, ich nähe sie dir.' [...] Und von diesem Moment an wußte ich: Das ist ein nettes Mädchen, näht dir gleich die Hose. Ich meine: Wir waren 19 Jahre alt zu der Zeit, und es war eine ganz schöne Geste. [...] Danach haben wir dann Handball gespielt und sind anschließend wieder nach Hause gefahren. Und da hat es sich zugetragen - ob gewollt oder ungewollt, kann ich nicht sagen -, daß wir in *einem* Coupé gesessen haben. Und wie das unter jungen Menschen von 19 Jahren so ist: Wir haben geschlafen und so nebeneinander gelegen. Und dann haben wir einen Mantel über uns gedeckt und uns geküßt."

Soziale Endogamie und gleiche Interessen lagen auch bei dem Schlosser Alfred Berger (1904) vor, als er seine spätere Frau kennenlernte. Dazu kam, daß sich dies auf einer wichtigen Parteikulturveranstaltung zutrug. Nicht ganz einwandfrei - im Sinne sozialistischer Jugenderziehung und erwünschten jugendlichen Verhaltens - war nur, daß dabei eine Jugendgenossin gleichsam ausgebootet wurde:

43 Thorbecke: Reifungsprobleme, S.553.

44 Landtagswahl vom 27.11.1927.

"Wir Jungen haben uns abends immer am Ägidienmarkt getroffen. Da haben wir uns Räuberpistolen erzählt; und da waren auch immer ein paar Mädchen dabei. Und eine davon war Emma Meier. Nun hatten wir vom Jungreichsbanner aus am 9. November 1926 Revolutionsfeier. Und ich [...] dachte mir: Du mußt dir ja mal eine Freundin anschaffen. Und sagte nun: ‚Emma, kommst du auch hin" - ‚Ja, ich komme auch.' - ‚Na schön, dann gehen wir zusammen nach Hause.' [...] Aber ich habe auf der Bühne was zu tun. Weißt du was? Setz dich bei Frau Fleischer mit an den Tisch.' Frau Fleischer, das war die Mutter von meinen beiden Freunden. Die ging natürlich auch mit.

Nun hatten wir schon ein paar Proben gehabt, und in dem Stück (das am Abend der Revolutionsfeier aufgeführt werden sollte) kam so ein ‚Höherer-Töchter-Chor' vor. Da hieß es: ‚Wer hat eine Schwester oder eine Freundin? Die bringt ihr mit!' Die brauchten bloß so einen Spruch herzusagen. Und da war eine dabei, da habe ich schon bei den Proben gedacht: Donnerwetter, das Mädchen magst du leiden! Sie hatte offenes Haar, das ging bis an die Kniekehlen. Aber ich war bisher zu schüchtern gewesen. Ich mochte sie nicht ansprechen. - Nun kam der große Tag. [...] - Ich habe einen alten Schmied gespielt. [...] Und als ich fertig war, ging ich hinter die Bühne. Der ‚Grotrian-Steinweg-Saal' war ja nun kein kleines Lokal, das war der zweitgrößte Saal in Braunschweig, aber Männchen und Weibchen mußten sich in *einem* Raum umziehen. [...] Da hat sich keiner was dabei gedacht. Und dieses Mädchen, von dem ich [...] erzählte, [...] war schon fertig mit dem Umziehen: ‚Wiedersehen, Herr Berger.' [...] Ich sagte: ‚Nun laufen Sie man nicht so. Ich gehe da gleich mit runter.' - ‚Ja, schön, ich warte.' Ach du lieber Gott! Ich hatte ja Emma Meier da draußen sitzen! Watt denn nu? Ich mußte mich jetzt erst mal abschminken, den künstlichen Bart abnehmen. [...] Und das Mädchen ging und ging nicht weg. Schließlich konnte ich das nicht endlos rausschieben. Also sind wir in den Saal rausgegangen. Der ganze Saal war leer, bloß hinten saß Frau Fleischer mit Emma Meier. Ach du lieber Gott! Und dieses Mädchen geht nun genau auf den Tisch zu! Und da bin ich links in einer Tür verschwunden, aber sie guckte sich um - und kam hinter mir her! [...] Und draußen warteten auch noch ihre Eltern. [...] Nun gingen die Eltern vorweg und wir beiden hinterher. [...] Und als wir an die Wendenstraße kamen, habe ich gesagt: ‚Wollen wir noch ein Glas Bier trinken? Meine Kollegen sind bestimmt in unserem Lokal, in der ‚Freiheit'.' [...] ‚Ja', sagte sie, ‚das können wir machen.' Ich sagte: ‚Dann sage ich Ihren Eltern Bescheid' - ‚Nee, nee, sagen Sie mal nichts, sonst darf ich doch nicht. Und schimpfen tun sie sowieso.' [...] Wir kommen hin: Das ganze Lokal voll. Meine ganzen Freunde - und Frau Fleischer und Emma Meier. [...] Und ich habe dann Elli Wagner nach Hause gebracht. [...] Das war im November und am 27. Februar [1927], glaube ich, haben wir uns verlobt."

Nur sehr wenige Jungen aus den Jugendorganisationen der Arbeiterparteien hätten, meint Karen Hagemann, Mädchen aus eben diesem Kreis geheiratet, weil deren Ansprüche "an ihren zukünftigen Partner [...] nicht wenigen jungen Männern auch

aus der Arbeiterjugend auf Dauer zu anstrengend" gewesen wären. Dazu sei gekommen, daß die selbstbewußten, aktiven jungen Frauen "in den Augen vieler Jungen keine ‚richtigen Mädchen' mehr" gewesen wären.[45] Walter Pape (1903) hatte solche Befürchtungen nicht, sondern tat sich bewußt mit einer jungen Frau aus der politischen Arbeit zusammen: "1928 haben wir uns zum erstenmal gesehen. In einer politischen Veranstaltung des ISK. Meine Frau ist ja durch die ‚Walkemühle'[46] gegangen und auf diesem Wege dazu gekommen. [...] Meine Frau ist mal mit einer anderen Schülerin der ‚Walkemühle" in Braunschweig gewesen. Da haben wir uns oberflächlich kennen gelernt. [...] Und dann haben wir uns in Göttingen auf einer Bundestagung des ISK wieder gesehen. [...] Wir haben uns also in der politischen Arbeit kennen gelernt."

Auch für den Maschinenschlosser Artur Segger (1914) bildeten das Selbstbewußtsein der organisierten jungen Frau, die er sich wählte, und ihr Anspruch auf Kameradschaftlichkeit als Grundlage der Beziehungen von Frau und Mann kein Hindernis: "Meine Frau habe ich in der Arbeiterjugend kennen gelernt. Ich war 18 und sie war 19. [...] Die war da auch drin, in der SAJ. Auch das ganze Elternhaus war entsprechend, bloß nicht so aktiv. [...] Dann war es so, daß wir zusammen an einer Ecke wohnten. Also: Wir waren zum Beispiel im ‚Volksfreund'-Haus, im Jugendheim und gingen nach Hause. [...] Dieser Heimweg machte das schon aus. [...] Aber das Sexuelle war erst mit achtzehn. Vorher nicht."

5. Kuppelei und Konkubinat

Selbst wenn ‚es" nicht vorher stattfand: Für die meisten jungen Arbeiterpaare war es auch mit 18 Jahren oder später schwierig, ungestört und ohne Hektik miteinander zu verkehren. Von den Braunschweiger *oral authors* besaß keine/r ein eigenes Zimmer oder eine eigene Wohnung, in dem bzw. in der sie hätten unbeschwert sexuell verkehren können. So prägte der Zwang zum raschen Vollzug an oft unwirtlichen Orten die nichteheliche Sexualität proletarischer Jugendlicher und junger Erwachsener.[47] Wer ihnen half, diesen Mangel zu überwinden, indem sie oder er den jungen Leuten, jedenfalls für kurze Zeit, einen Raum für ungestörte Zärtlichkeiten zur Verfügung stellte, machte sich strafbar: Damit war, obgleich nicht selbst strafbedroht, der nichteheliche Geschlechtsverkehr in die Illegalität gedrängt. Auch die Eltern nicht verheirateter Paare waren gehindert, ihnen ihre Räumlichkeiten zu überlassen.

Dennoch setzten sich die Menschen häufiger, als die Gerichtakten es dokumentieren, über das Strafgesetzbuch hinweg und boten Paaren ungestörte Orte fürs Beisammensein. Die Mehrheit der Unverheirateten aber befand sich fortwährend auf der Suche.

---

45 Karen Hagemann: "Wir jungen Frauen fühlten uns wirklich gleichberechtigt...", in: Ruppert (Hrsg.), Arbeiter, S.69-78, hier S.77f.

46 Internationaler Sozialistischer Kampf-Bund. Die ‚Walkemühle' war dessen Funktionärsschule.

47 Siehe Lipp, Innenseite, S.241.

Der voreheliche Verkehr der jungen Arbeiterinnen und Arbeiter geriet so zum kurzen, flüchtigen „Genuß" unter Torbögen, in Hauseingängen oder Parkanlagen.[48] Bis zum Inkrafttreten des Gesetzes zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten (1927), das zugleich neue Regeln für die Ausübung der Prostitution aufstellte, war dabei infolge der herrschenden sexualmoralischen Repression vor allem die Frau gefährdet. In Braunschweig wurden über zahlreiche junge Frauen aus der Arbeiterklasse, die denunziert oder unter freiem Himmel beim Koitus beobachtet und angezeigt worden waren, Geldbußen oder einige Tage Haft verhängt. Darüber hinaus gerieten sie in die Mühlen der sittenpolizeilichen Überwachung.[49]
Auf dem Braunschweiger Land kamen die sogenannten „wilden Ehen" daher nur vereinzelt vor: "Dieselben sind ja auch sofort polizeilich zu verhindern."[50] Im Gegensatz dazu war die Großstadt letztendlich unüberschaubar. Schließlich war die Zahl unverheiratet Zusammenlebender trotz der Strafandrohungen und trotz mit der Zeit zunehmender Mißbilligung im Arbeitermilieu zwar nicht die Regel, aber auch nicht ganz unüblich - vor allem bei Paaren, bei denen juristische Ehehindernisse vorlagen. "Die Polizei", schrieb Max Hodann, "hätte viel zu tun, wenn sie sich um alle im Konkubinat lebenden Paare kümmern sollte".[51] In Braunschweig tat sie, dies zeigt die Fülle aktenkundiger Vorgänge auch noch aus dem 20. Jahrhundert, immerhin einiges. Dabei ging es den Polizeiorganen, wie die Aktenlage anschaulich unter Beweis stellt, nicht um das Wohl der betroffenen Frauen und Männer, nicht einmal um das der vielen Kinder, die sogenannten Konkubinaten entstammten. Selbst als einmal der protestantische Generalsuperintendent im Jahre 1905 zu überlegen gab, ob nicht die Befreiung eines Paares vom Ehehindernis des Ehebruchs "das geringere Uebel" sei im Vergleich zu dem "Aergernis, welches durch das Zusammenleben" eines Paares "in unverheiratetem Zustande" verursacht werde, wehrte die Polizeidirektion ab. Die beiden stünden "in dem denkbar schlechtesten Rufe. [...] Wenn sie es durchsetzen würden, durch ihr bekanntes, aller Moral Hohn sprechendes Verhalten [...] die Behörden zur Erteilung der Heiratserlaubnis zu veranlassen, so würde dadurch [...] ein Präjudiz geschaffen, das die bedenklichsten Folgen nach sich zu ziehen geeignet ist." Weder der Mann noch die Frau zeigten "Reue"; daher sei sie, die Polizei, entschlossen, "mit allen Mitteln [...] dem ärgerlichen Zustande ein Ende zu machen und der beleidigten öffentlichen Moral Genugtuung zu verschaffen".[52]

---

48 Siehe Hagemann, Frauenalltag, S.174.
49 Siehe auch Anna Pappritz: Die Reglementierung, eine vergangene Form der Prostitutionsbekämpfung, in: Freie Wohlfahrtspflege 1927/28, S.204-213, hier S.204.
50 Kühne, Verhältnisse, S.32.
51 Max Hodann: Geschlecht und Liebe in biologischer und gesellschaftlicher Beziehung, Rudolstadt 1928, S.189.
52 NStA Wf 12 Neu 5 Nr. 3306.

6. Verlobung, "Muß"- und "Muß-jetzt"-Ehen

Zwischen gänzlicher Ungebundenheit und Ehe befindet sich ein Status, der heutzutage selbst in konservativen Kreisen kaum mehr eine Rolle spielt, der hingegen in dem untersuchten Zeitabschnitt von 1900 bis 1933 durchaus von Relevanz war: das Verlöbnis. Mit der Verlobung dokumentierten proletarische Paare im Binnen- wie im Außenverhältnis Ausschließlichkeitsansprüche, die auch den sexuellen Umgang einschlossen, und lenkten ihre Verbindung - wie zum Beispiel Hans Kolbe und seine Freundin - offiziell auf die spätere Ehe hin: "Es ist ja schließlich so: Man hat vier Jahre mit dem Mädchen verkehrt. Da muß man ja nun... [...] Da haben wir uns gesagt: Na, nun muß es bald angehen. Wir wissen, was wir wollen und kennen uns vier Jahre. Wollen wir uns verloben? - Und als ein Jahr seit der Verlobung um war, haben wir geheiratet."

Für die junge Arbeiterin, die sich auf ein gewagtes "sexual bargaining" einließ, wenn sie dem Freund sexuelle und erotische Zuwendung schenkte,[53] bedeutete die Verlobung einen guten Schritt vorwärts in die (prekäre) emotionale und ökonomische Sicherheit der Ehe. Dennoch wäre es nach den hier vorliegenden Befragungsergebnissen falsch anzunehmen, der Anstoß zur Verlobung wäre überwiegend von den Frauen ausgegangen. Die Mehrheit der oral authors gibt an, der Vorschlag, sich zu verloben, sei von ihnen bzw. ihrem Partner/ihrer Partnerin gleichermaßen gekommen. Dort, wo eine treibende Kraft ausgemacht wird, ist es interessanterweise nur einmal die Frau, die auf Verlobung drängte - ansonsten waren es die Männer! Wie romantisch einer von ihnen dabei vorging, schildert Anna Obermann: "Pfingsten [1932] sind wir auf Fahrt gegangen, in die Hainberge. [...] Und dann haben wir auf der Mauer der Burgruine Wohldenberg gesessen und da hat mir mein Mann den Ring angesteckt. [...] Dann kamen wir verlobt am Pfingstmontag nach Hause zurück."

Wie ernst das von beiden Seiten formlos auflösbare Verlöbnis genommen wurde, zeigt sich daran, daß bei den Braunschweiger oral authors bis auf eines alle Verlöbnisse zur Ehe führten. Allerdings ging umgekehrt nicht allen Ehen ein formelles Verlöbnis voraus. Drei oral authors geben an, sich nicht verlobt, sondern gleich geheiratet zu haben. Einer von ihnen war der Elektriker Hermann Ahrens (1903): "Wir haben uns gesehen, haben uns in die Augen geguckt: Da waren wir gleich verliebt. [...] Aber eine offizielle Verlobung gab es nicht."

Die Dauer des Verlöbnisses reichte bei den oral authors von drei Monaten bis zu sechs Jahren. Häufig endete es bloß deshalb, weil ein Kind unterwegs war, das in ehelichem Status zur Welt kommen sollte. Zu diesem Entschluß trug entscheidend bei, daß das Milieu gerade vom Mann erwartete, daß er "sich seiner Pflicht dem Mädchen gegenüber" nicht entzog[54] und es daher der Mehrheit junger Industrie-

53 Siehe Sieder, Sozialgeschichte, S.202.

54 Gottheiner, Textilindustrie, S.43.

arbeiter als unehrenhaft galt, die schwangere Freundin zu verlassen.[55] Fühlten einige von ihnen diese moralische Verpflichtung, der Frau beizustehen nicht, half das Milieu durchaus nach. Die Gasthofgehilfin Alwine Ahrens (1905) erinnert sich jedenfalls noch genau daran, wie ihr Vater bei ihrem Bruder den proletarischen "Normalzustand" erzwang: "Mein Bruder hatte ein Mädchen, das nachher schwanger wurde. Da hat mein Vater gesagt: ‚Du wirst das Mädchen heiraten!' - ‚Nee!' Nein, er wollte nicht. Er *mußte* sie heiraten. Ja."

In ihrem eigenen Fall sorgte Alwine Ahrens' künftige Schwiegermutter mit Nachdruck dafür, daß die Ehe eingegangen wurde:

"Ich war 19, als ich schwanger wurde [...] Es wurde ein Junge. Naja, da mußten wir heiraten, denn seine [Hermann Ahrens'] Mutter war ein bißchen eigen darin. Die hat gesagt: ‚Watt? Du hast dat Määken annebufft, dann mußt et auch heiraten.'"

In welchem Maße die Schwangerschaft die Eheschließung beförderte, können wir am Anteil der vorehelichen Konzeptionen erkennen. War bei den Eltern der oral authors der Anteil jener groß, von denen wir nicht wissen, ob eine voreheliche Empfängnis vorlag, zeigt doch das Überwiegen der ‚Muß"-Ehen unter den bekannten Fällen, wie oft die Erwartung eines Kindes den Ausschlag zur Heirat gab. Ganz anders stand es bei den oral authors selbst: Hier gab es fast doppelt so viele "freiwillige" wie "Muß"-Ehen.

Nicht immer und nicht einmal mehrheitlich waren aber die sogenannten Muß-Ehen im proletarischen Milieu "Muß-überhaupt-Ehen"; viel häufiger waren, ausgelöst durch die Schwangerschaft, so zu bezeichnende "Muß-jetzt-Ehen": Sie wären - die Frau und der Mann kannten sich lange genug und lebten auf das Ziel einer gemeinsamen Lebensführung hin - ohnehin geschlossen und mindestens ein Kind wäre sowieso geboren worden. Wenn nun beides - Kind und Ehe - früher kam: Was machte das, auf die Dauer des Lebens gesehen, schon aus? Am unkompliziertesten faßt Margarete Brauer das Motiv für ihre Eheschließung zusammen: "Der Junge war unterwegs und da wurde geheiratet."

Eine wirkliche "Muß-jetzt"-Ehe schloß Willi Schütte kurz vor seiner Einberufung im August 1914: "Irmgard, das erste (Kind), sollte eigentlich noch nicht sein. Aber wie sie [die spätere Ehefrau] jetzt soweit war, da haben wir gesagt: ‚Jetzt sehen wir uns nach einer Wohnung um und dann wollen wir heiraten.'"

Der Tischler Richard Neumann (1902) nahm das Wort von der "Muß"-Ehe nicht so ernst, daß er keine Alternative gesehen hätte: "So richtig verlobt waren wir eigentlich bloß ein Vierteljahr. Aber zusammen gelaufen sind wir schon drei Jahre. [...] Wir mußten ja heiraten. Im November [1932] geheiratet und im Januar [1933] der Junge geboren. [...] Man hätte es auch bleiben lassen können - davon abgesehen."

Gelassen sieht - jedenfalls im Rückblick - auch Hermann Ahrens die Tatsache der

55 Siehe Rosenbaum, Familien, S.135.

"Muß"-Ehe. An seiner Schilderung des Ablaufs wird deutlich, wie wenig die Schwangerschaft als „Unfall" oder gar als eine Weichenstellung angesehen wurde, die die Lebensplanung verändert hätte: "Bei uns war es ja so, daß wir heiraten mußten. [...] Meine Frau stammt aus Derenburg am Harz. Da bin ich zu Besuch gewesen. Und da sind wir beide spazieren gegangen und sind in den Wald gegangen. Und da ist es dann passiert. [...] Es war im Januar [1925], aber ein schöner Sonnenschein an diesem Tag. Ein bißchen kalt war es ja. [...] Wir sind zu zweit weggegangen und zu dritt wiedergekommen."

Wenngleich die Eltern sowohl der jungen Frau als auch des jungen Mannes nicht jubelten, wenn sie erfuhren, daß die Verbindung ihrer Kinder Folgen hatte, und wenn insofern ein Stück weit kleinbürgerliche Moralanschauungen zum Durchbruch kamen: Weil die Familiengründung ohnedies bald angestanden hätte, bot bei Alfred Berger und anderen oral authors die ungeplante Schwangerschaft überhaupt den Anlaß zur Eheschließung - nicht umgekehrt die Heirat die Voraussetzung für spätere Elternschaft:[56] "Und als ich dann verlobt war, ist es bald passiert. Und meine Braut sagte: ‚Ich sage es meinen Eltern nicht. Wir müssen es erst mal deiner Mutter sagen.' Da haben wir es meiner Mutter gesagt. ‚Ja, was wollt ihr denn nun machen?' - ‚Na, wir müssen heiraten.' Ich war erst 22; meine Braut war 19. ‚Jaa, dann sag es mal dem Vater.' Ich sagte: ‚Mutter, kannst du das nicht machen?' - ‚Nee, nee, sag du das man.' [...] An diesem Abend gab es Linsen. Und nun mußte ich ihm doch sagen, daß es soweit war. ‚Vater...' - ‚Na, was ist denn?' - Äh, äh..., - ‚Ja, zum Donnerwetter, du mußt doch wissen, was du hast!' - ‚Vater, wir müssen heiraten.' Schmiß er seinen Löffel hin! ‚Ja, bist du denn verrückt? 22 Jahre - und dann schon heiraten? Na, du weißt ja, was du tun mußt. Dann mal los.' [...] Er selbst mußte auch heiraten, aber das wird ja dann vergessen. [...] Und bei meinen Schwiegereltern - das war auch eine Muß-Heirat."

Auffallend ist die Dauerhaftigkeit der proletarischen Ehen sowohl in der Eltern- als auch in der Befragtengeneration. Von den Eltern der oral authors konnte immerhin ein Drittel die Goldene Hochzeit feiern; ein Paar sogar die Diamantene. Nur eine Ehe endete durch Scheidung. Von Trennungen unter formalem Fortbestand der Ehe wurde nicht berichtet. Viele Ehen endeten zum Teil früh, weil die Ehepartnerin oder der Ehepartner (zwei als Soldaten im Ersten Weltkrieg) starb. Noch länger als die Ehen ihrer Eltern währten – infolge höherer Lebenserwartungen - diejenigen der oral authors. Während eine Minderheit dieser Ehen weniger als vierzig Jahre gedauert hatte, währten sechs 40 oder mehr, eine über 50 Jahre. Acht Ehen bestanden zur Zeit der Befragung der oral authors noch; sechs davon seit mehr als 40, zwei seit mehr als 50 Jahren.

---

56 Siehe Martin Soder: Hausarbeit und Stammtischsozialismus. Arbeiterfamilie und Alltag im Deutschen Kaiserreich, Gießen 1980, S.39f.; Gottheiner, Textilindustrie, S.44; Hans Sauerland: Die Seele des Industriearbeiters, Hildesheim o.J. (1925), S.46; Reck, Arbeiter, S.110.